

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 7

Artikel: Der Rückzug der grossen Armee
Autor: Freytag, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wetter," sagt Zimmermann. „Wir wollen sie ein wenig spielen lassen.“

Er will die Hand nach den Griffen ausstrecken, den Kopf dahin wenden, fühlt aber die kräftige Faust am Körper festgehalten und empfindlichen Schmerz am Kinn. Die nasse Kleidung der Männer hat sich in einen starren Eispanzer verwandelt; Bart und Pelz sind in eine Eiskruste zusammengeworfen; die dicke Pelzmütze ist zu einem drückenden Helme geworden; an den Augenwimpern hängen Eiskügelchen und lassen die Lichter der auftauchenden zweiten Station in tausend Farben spielen. Sie reißen die am Rock gefrorenen Ärmel los; sie strecken prasselnd und knisternd die Glieder; sie tauen die am Rippenbarte hängenden Eiszapfen im Munde auf, der, selbst halb erstarrt, nur schwierig Worte artikuliert.

„Station Rodenkirchen! zwei Minuten. — Vorwärts! Vorwärts!“ — Unablässig weht der Schneesturm; dicker werden die Eiskrusten der Pelze, schwerer die immer mehr auf den Schultern lastende Kleidung, müder die erschütterten, durchdröhnten Glieder.

Die Stationen spinnen sich langsam ab; die Entfernungen scheinen mit der Ermüdung zu wachsen.

Unausprechliche Schlassucht beschleicht die Männer. — „Ja, gleich, Frau!“ ruft der Heizer Gärtner plötzlich in die Schneesturmnacht hinaus — er hatte stehend genickt und geträumt, er sei daheim bei seinem armen kranken Weibe.

„Gärtner! Gärtner!“ fährt ihn der Führer an, dem es selbst vor einer Minute war, als verwandelt sich das Heulen des Nordost in das Stiftungslied des Gesangsvereins zu Lindenstedt, dessen eifriges Mitglied er ist.

Und die Männer reißen die müden, entzündeten Augen auf, entsetzt über die empfundenen gefährlichen Anwandlungen, die sich dennoch un-

widerstehlich wiederholen. „Gottlob, es ist bald vorüber! noch eine halbe Stunde.“

Vorwärts! Vorwärts!

„Alter Greif“, sagte Zimmermann zu seiner Maschine, die, dick beeißt, mit einer Schneekruste bedeckt, mit verschlacktem Roste schwerer und schwerer ihre Pflicht erfüllte, „wir kommen heute beide wie die Eisbären an, beide erstarrt, durchgefroren, todmüde; das war eine böse Nacht für uns beide! Du sollst Pflege haben, sauber gemacht werden von Rad zu Schornstein, und ich — ich will mich wärmen und auftauen! Gott sei Dank, da ist Hochfeld, die Endstation!“

Mühsam hob er den starren Arm im steifgefrorenen Ärmel, um zu pfeifen, als die Gebäude der großen Station im ungemütlichen Lichte eines stürmischen Wintermorgens, mit hier und da noch in den Fenstern glimmenden Lichtern, dicken Eiszapfen an den Dächern und mit all ihrer Öde und Unbehaglichkeit zum Vorschein kamen.

Dröhnend rollte der Zug mit den letzten Atemzügen der fast verlöschenden Maschine in die nur spärlich erleuchtete Halle. Der Inspektor steht im Morgenpelze verdrießlich auf dem Perron. Mühsam sich bewegend, starr und fältematt, reicht ihm Zimmermann die Kursuhr herab. „Sie kommen zwanzig Minuten zu spät,“ knurrt der Inspektor, — „Sie haben die Fahrprämie verloren.“

„Es war eine böse Nacht, Herr Inspektor“, sagte der halb erfrorene Führer. — „Ja, es tut mir leid,“ erwiderte der Inspektor. — „Gaußigs Maschine ist schadhaft geworden; bringen Sie den alten Greif in Ordnung; in einer halben Stunde müssen Sie den Schnellzug zurück übernehmen.“ — Todmüde, durchgefroren, sofort den ganzen Weg zurück, und der Schneesturm tobt nach wie vor!

Das ist Lokomotivführerdienst im Winter!

Der Rückzug der großen Armee.

Von Gustav Freytag.

Es war nach dem Neujahr 1813. Das schei-
dende Jahr hatte dem neuen einen strengen Winter als Erbschaft zurückgelassen; aber in Haufen standen die Leute auch in einer mäßigen Stadt vor dem Posthause. Glückliche, wer zuerst das Zeitungsblatt nach Hause trug. Kurz und vorsichtig war der Bericht über die Ereignisse dieser Tage; denn in Berlin saß der französische Militärgouverneur und bewachte jede Äußerung der verschüchterten Presse. Dennoch

war längst die Kunde von dem Schicksal der großen Armee bis in die entlegenste Hütte gedrungen, zuerst dunkle Gerüchte von Not und Verlust, dann die Nachricht von einem ungeheuren Brande in Moskau und den himmelhohen Flammen, die rings um den Kaiser aus dem Boden gestiegen waren. Dann von einer Flucht durch Eis und Wüsteneien, von Hunger und unsäglichem Elend. Vorsichtig sprach auch das Volk darüber; denn die Franzosen lagerten nicht

nur in der Hauptstadt und den Festungen des Landes; sie hatten ihre Agenten auch in den Provinzen, Späher und verhasste Angeber, denen der Bürger aus dem Wege ging. Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiser selbst von seinem Heere geflohen war. In offenem Schlitten, nur einen Begleiter neben sich, war er verhüllt als Herzog von Vicenza Tag und Nacht durch preußisches Land gefahren. Am 12. Dezember war er um acht Uhr abends in Glogau angelangt; dort hatte er eine Stunde geruht und war um zehn Uhr in grimmigster Kälte aufgebrochen. Am nächsten Morgen war er zu Gainsau in der alten Burg eingefahren, wo damals der Posthof war. Dort hatte die entschlossene Postmeisterin Gramsch ihn erkannt, in ihrer Küche mit den Löffeln geschlagen und geschworen, ihm keinen Tee zu gönnen, sondern einen andern Trank zu brauen. Durch die ängstlichen Vorstellungen ihrer Umgebung war sie endlich bis auf Kamillentee erweicht worden, den sie mit hartem Fluch in die Kanne goß.

Er hatte doch getrunken und war weiter gejagt, auf Dresden zu. Jetzt war er in Paris angekommen; man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn seine Gemahlin und sein Sohn begrüßt hatten, wie wohl sich der Kaiser befände, und daß er bereits am 27. Dezember die schöne Oper „das befreite Jerusalem“ angehört habe. Und man las weiter, daß die Armee trotz Ungunst der Jahreszeit doch noch in furchtbaren Massen über Preußen zurückkehren solle, und daß der Kaiser von neuem rüste. Aber man las auch von der Untersuchung gegen General Mallet. Und man wußte, wie frech sich die Lüge in den französischen Zeitungen breitete.

Man sah, was von der großen Armee übrig war. In den ersten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße zu den ersten Häusern der Vorstadt. Das waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahr der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanz und empörendem Übermut. Endlos waren die Truppenzüge gewesen; Tag für Tag ohne Aufhören hatte sich die Masse durch die Straßen der Stadt gewälzt; nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen; alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des

Kaisers war tief in die Seelen gedrückt; das militärische Schauspiel mit seinem Glanz und seinem Schrecken füllte noch die Phantasie.

Aber auch die unbestimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängnisses. Einen Monat hatte der endlose Durchzug gedauert; wie Heuschrecken hatten die Fremden von Kolberg bis Breslau das Land aufgezehrt. Denn schon im Jahre 1811 war eine Mißernte gewesen; kaum hatten die Landleute Samenhafer erspart, den fraßen 1812 die französischen Kriegspferde; sie fraßen den letzten Halm Heu, das letzte Bünd Stroh; die Dörfer mußten das Schock Hackelfstroh mit 16 Talern, den Zentner Heu mit zwei Talern bezahlen. Und gröblich, wie die Tiere, verzehrten die Menschen. Vom Marschall bis zum gemeinen Franzosen waren sie nicht zu sättigen. König Hieronymus hatte in Glogau, keiner großen Stadt, täglich vierhundert Taler zu seinem Unterhalt erpreßt, der Herzog von Abrantes vier Wochen lang täglich fünfundsiebenzig Taler. Die Offiziere hatten von der Frau des armen Dorfgewisslichen gefordert, daß sie ihnen die Schinken in Rotwein koche; den fettesten Rahm tranken sie aus Krügen und gossen Zimmetessig darüber; auch der Gemeine bis zum Trommler hatte getobt, wenn er des Mittags nicht zwei Gänge erhielt; wie Wahnsinnige hatten sie gegessen. Aber schon damals ahnte das Volk und die Frevelhaften, daß sie nicht zurückkehren würden. Und die Franzosen sagten das selbst. Wenn sie sonst mit ihrem Kaiser in den Krieg gezogen waren, hatten die Rosse gewiehet, so oft sie aus dem Stall geführt wurden; damals hingen sie traurig die Köpfe; sonst waren die Krähen und Raben dem Heere des Kaisers entgegen geflogen; damals begleiteten die Vögel der Walfstätt das Heer nach Osten, ihren Fraß erwartend.

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam flüchtiger, als einer im Volk geträumt hatte. Es war eine Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten; es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen, aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug nahen sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdebedecken, Teppiche, Shawls, frisch

abgezogene Häute von Raken und Sunden; man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Tschako, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den untern Teil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerrot; erloschen lagen die dunkeln Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel; glücklich war, wer in Filzsocken oder in weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte; vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Auch die Gardien unterschieden sich von den übrigen wenig; ihre Mäntel waren verbrannt; nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militärisches Ansehen. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenktem Haupt in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran, in der Regel, sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Dämonisch erschien das lautlose Erscheinen der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Hunger sei nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie alle mit Gewalt an

den heißen Ofen, als wollten sie hineinfrieren; vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot; einzelne vermochten nicht mit dem Essen aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazarettts sich die Stücke toter Pferde brien, obgleich sie regelmäßige Lazarettkost erhielten; damals behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott; einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf den Boden gekollert; jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden.

Überall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Lazarette eingerichtet, und sogleich waren alle Krankenzubeten überfüllt; giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche herausgetragen wurden; auch der Bürger mochte sich hüten, daß die Ansteckung nicht in sein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, schlich deshalb nach notdürftiger Ruhe müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgends Rast und Ruh. So hat sie Gott geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen“, und hinter den Flüchtlingen gestellte der höhrende Ruf: „Die Kosaken sind da!“ Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens, und schneller wankten sie zum Tore hinaus.

Weitab vom Weg.

Einst wünscht ich mir ein Königsschloß —
Voll Lust und Lärm, voll Glanz und Licht. —
Nun wünsch ich mir ein Hüttlein bloß,
Weitab vom Weg. Mehr wünsch ich nicht!

Und eine stille Winterzeit,
Die alle Pfade wischte aus!
Wie gerne saß ich eingeschneit
Einmal mit mir allein zu Haus!

Der knisterlaute Ofen sang
Ein altes Kinderlied mir vor.
Was draußen scheu vorübersprang,
Blieb stehn und hörb ein lauschend Ohr.

Und aus dem tiefverschneiten Tann
Zu Gaste käm des Walds Getier:

„Wer bist du, bleicher Siedelmann?“
Und wieder Freunde würden wir. —

Der lauten Weltstadt wirr Gewühl,
Wie einsam hat es mich gemacht!
Du braunes Reh, sei mein Gespiel!
Mein Herz hat oft an euch gedacht.

Nun lauscht es froh und lächelt nur,
Weil so vertraut die Stimme tönt:
Die Mutterstimme der Natur,
Die ihm das Leben abgewöhnt. —

Einst wünscht ich mir ein Königsschloß
Voll Lust und Lärm, voll Glanz und Licht —
Nun wünsch ich mir ein Hüttlein bloß,
Seitab vom Weg, mehr wünsch ich nicht.

Ernst Weber.